

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Tansania

24. Juni bis 05. August 2003

Medien in einer jungen Demokratie

Von Susanne Rohlfing

Tansania vom 24.06. – 05.08.2003



Inhalt

1. Zur Person	556
2. Vorbemerkung	556
3. In der Fremde	556
4. Hintergrund	557
5. Verleger ohne Pass	559
6. Unterwegs mit dem Zitronenfarmer	561
7. Unromantisches Farmerleben	563
8. Ein totes Huhn	565
9. Vom Spitzensportler zum Schulleiter	567
10. Sprachendilemma in der Ausbildung	568
11. Als „Mzungu“ auf dem Fahrrad	569
12. Der Berlusconi Tansanias	570
13. Ein Dalla Dalla, 27 Personen, ein Baby und Gepäck	571
14. Journalist mit Mercedes	572

1. Zur Person

Susanne Rohlfing, geboren 1974 in Berlin, studierte in Köln Sport. Nach Stationen in einer kleinen Agentur für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit und in der Aufnahmeleitung zweier Fernsehfilm-Produktionen noch immer auf der Suche nach dem Traumjob, gab der Studienschwerpunkt „Sportpublizistik“ den Anstoß zu ersten Veröffentlichungen im „Kanusport“ und in der „Kölnischen Rundschau“. Urplötzlich war die Suche beendet. Seit Mitte 2002 schreibt die Diplomsportlehrerin als freie Mitarbeiterin für den „Kölner Stadt-Anzeiger“, verschiedene Sportmagazine und andere Tageszeitungen.

2. Vorbemerkung

Die Reise nach Tansania war für mich die erste nach Afrika – abgesehen von einem Strandurlaub als Kind in Tunesien. Das Land hat mich fasziniert, aber zeitweise auch erschreckt. Mehr als ebenfalls sehr arme Länder wie Mexiko oder Kirgisien. Der nachfolgende Bericht befasst sich daher nicht ausschließlich mit meinem Thema, „Medien in einer jungen Demokratie“, sondern er erzählt auch von Erlebnissen abseits meiner Recherchen, denn irgendwie sind die Medien eines Landes schließlich immer Spiegel der dortigen Gesellschaft.

3. In der Fremde

Der Bus rast dahin. Über holprige Straßen. Von Karatu im Norden Tansanias in Richtung Dar es Salaam, der Metropole an der Küste. Zehn Stunden etwa dauert die Fahrt im Normalfall. Die Menschen am Straßenrand bringen sich in Sicherheit, sobald der hupende Bus naht. Auf freiem Feld ebenso wie in den Dörfern. Sie sind das offenbar gewöhnt. Der Busfahrer verlässt sich auf ihre Reaktionen.

Wieder ein Dorf. Wieder dieses penetrante Gehupe und wieder macht der Busfahrer keine Anstalten, seinen Fuß vom Gaspedal zu nehmen. Ein Mann reagiert nicht. Schwankend steht er da, halb auf der Straße, und blickt in die andere Richtung. Er sieht und hört den Bus ganz offensichtlich nicht. Der Fahrer bremst. Zum Glück!

Der Mann wankt zurück, macht die Straße frei. Der Busfahrer gibt wieder Gas. Doch der Mann hat das herannahende Unglück noch immer nicht registriert und entschließt sich plötzlich, die Straße doch noch zu überqueren.

Der dumpfe Aufprall erschüttert den großen Bus kaum. Ein flüchtiger Blick aus dem Fenster: Menschen laufen zusammen, ein Junge blickt auf etwas am Boden liegendes und schlägt sich die Hände vor das Gesicht. Der Bus fährt weiter. Im Innern herrscht gespenstige Ruhe. Ich sitze in der ersten Reihe, direkt hinter dem Fahrer, mit freiem Blick durch die große Frontscheibe. Mir laufen die Tränen über das Gesicht.

Nach gut 20 Minuten, im nächsten größeren Ort, in Korogwe, hält der Busfahrer endlich an und gibt an einer Polizeistation das Geschehene zu Protokoll. Warum erst jetzt? Einer der Mitreisenden erklärt, dass die Businsassen den Fahrer gebeten hatten, weiter zu fahren. Aus Angst vor den Dorfbewohnern. Weil sie befürchteten, dass diese über den Bus herfallen könnten, der einen der ihren getötet hatte. Der Aufenthalt in Korogwe zieht sich in die Länge, Polizisten fahren mit dem Fahrer zur Unfallstelle. Als sie zurückkommen, verbreitet sich die Nachricht, der Verunglückte sei betrunken gewesen und man habe Drogen in seinen Taschen gefunden. Die Polizei will den Busfahrer trotzdem nicht gehen lassen. Doch als ein Bekannter aus dem Ort für ihn bürgt und versichert, dass er zurückkommen würde, darf er sich wieder ans Steuer setzen. Er lenkt das Gefährt weiter bis nach Dar es Salaam, hupend und mit Vollgas. Abends um zehn, 16 Stunden nach dem Start in Karatu, ist mit dem Busbahnhof von Dar es Salaam endlich das Ziel erreicht.

Zwei Tage später würde ich im Flugzeug zurück nach Deutschland sitzen. In diesen zwei Tagen suche ich in den Zeitungen nach einer Nachricht über den tragischen Unfall. Doch nichts, keine einzige Zeile kann ich finden. Und ich erkenne, wie fremd mir dieses Land auch nach sechs Wochen noch ist.

4. Hintergrund

Politisch hat Tansania eine bewegte Vergangenheit vorzuweisen, die sich in einer mehrfachen Namensänderung dokumentiert. Als die europäischen Kolonialmächte 1884 den afrikanischen Kontinent unter sich aufteilten, wurde das damalige Tanganjika dem Deutschen Reich zugeteilt und erhielt den Namen Deutsch-Ostafrika. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde es der Verwaltung der United Nations unterstellt und bekam seinen ursprünglichen Namen Tanganjika (Swahili: tanga = Segel, njika = Hochebene) zurück. Bedrückt von der finanziellen Last seiner Kolonien förderte England ab 1945 die Heranbildung einer politischen Elite in Tansania. Im Jahr 1960 fanden die ersten demokratischen Wahlen statt, ein Jahr später wurde Tanganjika unabhängig, der erste Präsident der Republik war Julius Kambarage Nyerere. 1964 kombinierten Tanganjika und Sansibar ihre Regierungen und schlos-

sen sich als Republic of Tanzania (Tanzania= Tanganjika, Sansibar, Azania) zusammen. Nyerere versuchte danach, seine Vision von der Bildung eines Staates, in dem allen Bürgern Bildung und Wohlhabenheit garantiert werden, umzusetzen und prägte den Ujamaa- (Familienverband, Zusammenhalt) Sozialismus. Auch eine gewaltsame Umsiedelung großer Bevölkerungsteile in die Ujamaa-Dörfer brachte jedoch nicht den erhofften wirtschaftlichen Aufschwung, und die Unzufriedenheit in der Bevölkerung wuchs. Obwohl in Tansania rund 120 Ethnien leben, gelang es dem Land bislang – im Gegensatz zu seinen Nachbarstaaten – gewaltsame Konflikte innerhalb der eigenen Grenzen zu vermeiden. 1979 setzte die tansanische Armee in Uganda den Sturz des dortigen Terror-Regimes von Idi Amin durch, und Flüchtlinge aus den von Bürgerkriegen gebeutelten Ländern Burundi, Ruanda und der Demokratischen Republik Kongo suchen immer wieder Zuflucht in Tansania. 1985 wurde Ali Hassan Mwinyi der zweite Präsident Tansanias und begann mit einer Erneuerung des Systems. Tansania gelang die gewaltfreie Wandlung vom sozialistisch geführten Land zum demokratischen Mehr-Parteien-Staat. Bei den ersten Mehr-Parteien-Wahlen wurde 1995 Benjamin Mkapa als neuer Präsident gewählt. Noch heute gehört das Land zu den ärmsten der Welt.

Das Fernsehen, in unserer westeuropäischen Gesellschaft ungemein wichtig und im Zeitalter von TV-Duellen nicht mehr wegzudenken, blickt in Tansania auf eine kurze Geschichte zurück. Auf Sansibar gibt es seit 1973 Fernsehen, damals das erste Farbfernsehen Afrikas. Auf der Insel werden bis heute Bildungsprogramme, dokumentarische Fernsehspiele und Aufführungen von „ngoma“, traditionellen Gesängen und alten Erzählungen, gezeigt. Auf dem Festland Tansanias ging die erste Fernsehstation 1994 auf Sendung und heute werden größtenteils für das einheimische Publikum unpassende Importsendungen (mit euro-amerikanischen Leitbildern und Konsumvorstellungen) ausgestrahlt. Die finanziellen, technischen und organisatorischen Möglichkeiten für heimische Filmproduktionen sind rar. In Tansania gibt es bisher nur sieben Produktionsfirmen. Davon sind lediglich zwei in rein tansanischer Hand. Die anderen sind von Europäern und Südafrikanern gegründet worden. Vier der sieben Firmen haben sich auf Tierfilme spezialisiert, und eine weitere arbeitet hauptsächlich mit NGO's und Entwicklungshilfeorganisationen zusammen. In Tansania leben rund 30 Millionen Menschen, es existieren etwa zwei Millionen Fernsehgeräte. Die bei uns für die Werbeindustrie unverzichtbaren Erhebungen von Zuschauerzahlen gibt es nicht. Der Markt verteilt sich auf acht Fernsehsender. Die einzigen, die ein eigenes Programm produzieren, sind ITV, TVT und DTV. ITV ist der größte Sender und zudem der einzige, der im ganzen Land zu empfangen ist. TVT ist in staatlicher Hand und nur in Küstennähe empfang-

bar, DTV erreicht Dar es Salaam und Umgebung. Das eigene Programm beschränkt sich bei allen auf 1,5 – 2,5 Stunden am Tag, wobei vor allem Nachrichtensendungen produziert werden.

Über Radio werden angeblich 60 Prozent der Haushalte erreicht, Lizenzen für die Sender vergibt die Tanzania Broadcasting Commission (TBC). Seit 1992 sind vermehrt neue Publikationen auf den Markt gekommen. Die Produktion von Zeitungen hat sich als einträgliches „Business“ herumgesprochen, Geld zu verdienen ist schließlich das Hauptanliegen und Hauptproblem eines jeden Tansaniers. Etwa 350 Tages- und Wochenzeitungen sowie Magazine sind registriert, fraglich ist nur, wie viele davon sich tatsächlich dauerhaft halten können. Erhältlich sind die Zeitungen hauptsächlich in Dar es Salaam. Andere große Städte, die eine Busverbindung nach Dar haben, werden auf diesem Weg beliefert und erhalten die Zeitungen somit erst später am Tag.

5. Verleger ohne Pass

Generali Ulimwengo kämpft mit seiner Zeitung. Er nimmt den „African“ auseinander, sortiert die einzelnen Blätter und legt sie in der richtigen Reihenfolge wieder zusammen. „Unsere Druckmaschine hat leider nicht die Kapazität, um alle Seiten in einem Durchgang zu produzieren“, sagt der stattliche Mann. „Jeden Tag muss ich mir meine Zeitung zusammenbauen, das ist keine sehr dankbare Aufgabe.“ Und: „Das sind die Probleme, die wir hier so haben.“ Ein Mitarbeiter bringt Tee in einer gelben Thermoskanne und zwei schlichte Tassen. Einfachen schwarzen Tee. Dazu ein Kännchen Milch und eine Zuckerdose. Noch weiß ich es nicht, aber am Ende meiner Reise werde ich sehr viel Tee getrunken haben.

Generali Ulimwengo ist der Herausgeber des „African“, neben der staatlichen „Daily News“ und dem „Guardian“ aus dem Hause des tansanischen Medienmoguls Reginald Mengi die dritte große, englischsprachige Tageszeitung. Außerdem gibt Ulimwengo zusammen mit den vier anderen Besitzern der „Habari Corporation“ fünf weitere Tages- und Wochenzeitungen in Swahili heraus. Sie alle werden im selben „Newsroom“ produziert, knapp 50 Mitarbeiter zählt das Unternehmen, hinzukommen rund 20 freie Reporter – eigene Korrespondenten sind zu teuer.

Generali Ulimwengo studierte einst Jura, wollte aber schon immer Journalist werden. Zwischen 1973 und 1974 schrieb er für die damals einzige Zeitung, die „Daily News“. „Dann musste ich gehen, obwohl ich nicht gehen wollte“, erklärt der heute 55-Jährige. „Man mochte nicht, was ich schrieb.“ Ulimwengo lebte elf Jahre in Nigeria und kehrte erst 1985 in seine Heimat zurück. „Wenn sie dich als Problem in den Medien erkennen,

sperrten sie dich nicht ein. Sie sorgen lediglich dafür, dass du etwas anderes machst“, sagt der Vater von vier Kindern.

Zurück in Tansania gab man Ulimwengo bei der „Daily News“ den Posten des Direktors für Nachrichten und Sport. „Sie hatten kein Problem damit, mich in der Verwaltung einzusetzen“, erklärt er. Ulimwengo machte auch politisch Karriere, er wurde Gouverneur in wechselnden Distrikten und war zwischen 1990 und 1995 Mitglied des Parlaments. „Die Dinge begannen sich zu ändern, ich wollte bei den Debatten dabei sein.“ Schließlich wagte Ulimwengo den Schritt zurück in die sich neu ordnende Medienszene. „Alte Kollegen, die in den Medien geblieben waren und von den Zeitungen genug hatten, die der Partei oder dem Staat gehörten, fragten mich: „Warum machen wir nicht eine eigene Zeitung?“ Gesagt getan, 1993 gab die „Habari Corporation“ ihre erste wöchentliche Sportzeitung heraus.

Doch auch als seriöser Geschäftsmann und ehemaliger Gouverneur und Mitglied des Parlaments ist Generali Ulimwengo bei der Regierung seines Landes kein gern gesehener Bürger. Mit seinen bissigen Leitartikeln sorgt er regelmäßig für Aufsehen. Auch nach gut zehn Jahren freier Presse haben sich die Mächtigen noch nicht daran gewöhnt, dass ihr Tun öffentlich kritisiert wird. Deshalb, glaubt Ulimwengo, ist er ein Mann ohne Pass. Das Dokument war ihm eines Tages aus seinem Haus gestohlen worden und als er Ersatz beantragte, stieß er auf Hindernisse. Die Behörden behaupteten, seine Eltern seien nicht aus Tansania und er müsse das Gegenteil beweisen. „Meine Mutter und mein Vater lebten in diesem Land, ich bin hier geboren, ich bin Tansanier, ich arbeite für dieses Land“, kann Ulimwengo das Geschehene noch immer nicht begreifen.

Zum ersten Mal in diesem Gespräch verliert der charismatische Mann hinter dem chaotischen Schreibtisch seine Gelassenheit. Sein Büro ist klein, am Fenster rattert eine altmodische Klimaanlage vor sich hin. Alle paar Minuten kommt ein Mitarbeiter Ulimwengos und bringt Papiere, die unterschrieben werden müssen. Ulimwengo bestellt Tee. Es dauert, bis eine Mitarbeiterin die in Tansania obligatorische bunte Plastik-Thermoskanne und abgenutzte Becher herein trägt.

Seine Eltern sind vor langer Zeit verstorben, Ulimwengo konnte den von den Behörden verlangten Beweis nicht erbringen. Man riet ihm, die Einbürgerung zu beantragen. Drei weitere prominente Tansanier hatten das gleiche Problem, auch sie beantragten die Einbürgerung. Allerdings wurde sie ihnen gewährt, Ulimwengo hingegen nicht. Seither weist sich der Verleger bei seinen Reisen mit einem „Stück Papier“ aus. So eine Art Führerschein sei das, sagt er. „Jedes Mal, wenn ich in ein anderes Land reise, fragen die mich, was das ist“, ärgert er sich. Aber immerhin, es funktioniert. Für ihn selbst berge die Situation keine Nachteile, aber die Geschichte sei schlecht

für das Image des Landes. „Das ist es, was mir auf die Nerven geht. Ich möchte nicht der Grund sein, dass die Menschen anderswo schlecht über mein Land denken. Die denken nämlich nicht schlecht über die Regierung – die denken schlecht über das Land“, sagt er.

Zwar toleriere die Regierung die freie Presse, sagt Ulimwengo, aber sie torpediere gleichzeitig die Arbeit der nicht-staatlichen Zeitungen. Beispielsweise dadurch, dass staatliche Stellenanzeigen nur an die „Daily News“ gegeben werden. Immerhin, vor zehn Jahren waren die Medien noch gänzlich vom Staat kontrolliert. Allerdings, so Ulimwengo, sei auch damals Kritik möglich gewesen. „Nicht fundamental, aber immerhin.“ Etwa 1992 begann in Tansania der Wandel vom sozialistischen Einparteien-Staat zu einer marktwirtschaftlich ausgerichteten Demokratie und nachdem sich die Zeitungsproduktion als neues Geschäftsfeld herumgesprochen hatte, schossen die Blätter wie Pilze aus dem Boden. In den Straßen von Dar es Salaam bieten unzählige Straßenhändler eine unübersichtliche Auswahl an Zeitungen feil. „In der Qualität gibt es allerdings noch Probleme“, sagt Ulimwengo. Den Medien habe die Zeit gefehlt, langsam zu wachsen. „Und unsere Mitarbeiter wissen noch gar nicht, wie sie die neue Pressefreiheit überhaupt nutzen sollen.“ Ein weiteres Problem sei die Ausbildung. Schon in den Schulen würden den Jugendlichen nicht die nötigen Grundlagen vermittelt, abgesehen davon, dass viele Familien sich das teure Schulgeld nicht leisten können. Die Ausbildung an der Universität oder einer der Journalistenschulen erfolgt später auf Englisch – bei mangelnden Sprachkenntnissen wegen einer schlechten Schulausbildung ist das nicht die beste Voraussetzung, um das Handwerk des Journalisten zu lernen.

6. Unterwegs mit dem Zitronenfarmer

Drei Tage in Unguja Ukuu, der angeblich ersten Ansiedlung auf Sansibar, zeigten mir eine ebenfalls fremde, aber durchaus liebenswerte Seite von Tansania. Vereinzelt Funde deuten auf eine Geschichte hin, die bis in das 5. bis 7. Jahrhundert nach Christus zurückreicht. Zu sehen ist davon in dem Dorf allerdings wenig. Es gibt eine rostige Hinweistafel, eine arabische Ruine sehr viel jüngerer Datums und sonst nur Wald, Strand und Einheimische. Das einzige Touristen-Ressort mit fünf Bungalows hat erst Anfang 2003 eröffnet. Die Bewohner sind somit noch nicht auf den „Touristen-gnadenlos-ansprechen-und-ihnen-Geld-abnehmen-Trichter“ gekommen. Salim, ein „Farmer“ (er hat einige Zitronenbäume) aus dem Dorf, führte mich einen halben Tag lang herum. Wir kamen an einem Bootsbauer vorbei, der gerade mit seiner Axt den Stamm eines Mangobaums aushöhlte. Er lächelte mich

zahnlos an und hieb fürs Foto besonders kräftig drauf los. Ein Stückchen weiter waren einige Frauen damit beschäftigt, Wäsche zu waschen und Bastmatten zu flechten. Im ganzen Dorf wuselten Unmengen an Kindern umher. Es war Samstag und sie mussten nicht zur Schule. „Jambo, Jambo“, riefen sie alle. Laut und ausdauernd. Wenn ich den Fotoapparat zückte, liefen einige davon. Andere fingen zu weinen an und wieder andere posierten keck und zupften sich ihre oft löchrige Kleidung zurecht. Ein Mann hatte auf seinem Rad drei Kanister befestigt. Er war unterwegs, um Wasser zu holen. Ein anderer transportierte lilafarbene Blumen in seinem Fahrradkorb. Die Blumen waren ein Gemüse. Er brauchte die Blüten, um Samen zu gewinnen und neue Pflanzen züchten zu können. An der Hauptstraße gab es eine Seegraswiegestation. Dorthin bringen die Frauen aus dem Dorf ihre Ernte. Von dort gelangt das getrocknete, lila schimmernde Gras in den Hafen nach Sansibar Stadt und dann irgendwann in unsere Kosmetika und Medikamente. Auf einem der vielen Waldpfade schlugen wir uns abseits der Hauptstraße wieder tiefer ins Dorf hinein. Einige Männer zimmerten lange Holzpfähle für den Hausbau. Ein junger Mann mischte zementartigen Lehm zurecht. Den verstrich sein Vater in der Hütte. Das Zimmer bekam einen Fußboden. Eine alte Frau zeigte mir, wie aus langen Bastfäden Taschen geflochten werden. Am nächsten Tag bekam ich von Salim eine Tasche geschenkt. Einen Farmer trafen wir auf seinem Stück Land. Dort wächst alles durcheinander: Mangos, Bananen, Kokosnüsse, Ananas, Äpfel, Orangen, Bohnen, Tee, Zitronen, Bambus... „Ja, der Anbau ist hier noch richtig ökologisch“, sagte später Ronny, der deutsche Manager des „Menai Bay Beach Ressorts“. „Allerdings hat das hier andere Gründe. Die Sansibaris sind schlichtweg faul. Die lassen die Sachen wachsen, wie sie eben wachsen.“ Ich bekam drei Kokosnüsse geschenkt, eine hat mir Salim direkt geöffnet. Nachdem ich das Wasser getrunken hatte, löste er mir noch das Fleisch mit einem als Löffel zurechtgestutzten Stück Schale heraus. Lemon-Gras habe ich auch bekommen, für eine ganz neue Tee-Variante, und später noch einige von Salims Limetten. Irgendwie war ich beruhigt. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, nicht einfach nur als weißer Goldesel gesehen zu werden.

In Sansibar Town habe ich dann noch versucht, Genaueres über die Geschichte von Unguja Ukuu herauszufinden. Aber das, was man tatsächlich ausgebuddelt und nicht einfach in der Erde hatte liegen lassen, befand sich gerade auf dem Weg von einem Museum ins nächste. Die Museen liegen etwa zwei Kilometer voneinander entfernt, die Ausstellungsstücke sind aber schon seit einem Jahr unterwegs. Also bin ich ins „Zanzibar Archiv“ gepilgert, in der Hoffnung dort auf interessante Unterlagen zu stoßen. Erst hat man mich das Register einsehen lassen, dann musste ich zur Direktorin. Sie bat mich um einen Brief. Darin sollte ich eine Rechercheerlaubnis

beantragen. Sie bekam ihren Brief – und ich einen Haufen Pappkartons mit alten Unterlagen. Mit Zeit und Muße wäre das sicher eine spannende Angelegenheit geworden. Aber ich wollte ja meine Fähre nicht verpassen und nur schnell etwas über Unguja Ukuu herausfinden. Nur schnell geht hier in Tansania nun mal gar nichts. „Pole-Pole“, was so viel heißt wie „immer mit der Ruhe“, lautet die alles beherrschende Devise. So hatte ich also einen Stapel uralter Briefe über archäologische Vorhaben in der Hand. Zwischendrin lag das „Guestbook“ einer Geburtstagsfeier von irgendeinem der Sultane oder eine Abhandlung über die Familiengeschichte einer arabischen Sultansfamilie.

Bevor ich dann endgültig die Fähre zurück nach Dar es Salaam bestieg, wurde ich auf Sansibar noch Zeuge einer Machtdemonstration des neuerdings privatisierten Stromproduzenten vom Festland. Da Sansibar eine Rechnung von angeblich Billionen von Schillingen offen hatte, legte man drüben einfach den Schalter um und knipste auf der Insel das Licht aus. Ich hatte gerade in einem Internetcafé am Computer gegessen. Gezwungenermaßen verschob ich meine Kommunikation mit der Außenwelt und wandelte ein wenig durch die Gassen, aber man konnte in den Geschäften kaum etwas erkennen. Zwei Stunden dauerte die Dunkelheit, dann hatte die sansibarische Regierung zumindest einen ersten Scheck ausgestellt.

7. Unromantisches Farmerleben

Karatu, ein kleines Städtchen im Norden Tansanias, kurz vor der Grenze zu den bekannten Nationalparks „Serengeti“ und „Ngorongoro Conservation Area“. Seit jeher beliebt bei deutschen Farmern. Kaffee, Weizen, Mais und Blumen gedeihen auf dem roten Boden besonders gut. Die Zeitungen kommen in dem abgelegenen Städtchen erst am Nachmittag an, wenn der erste Bus aus Dar es Salaam die Zehn-Stunden-Fahrt hinter sich gebracht hat. Schon 1969 hieß es, dass bald eine Straße von Arusha nach Karatu gebaut werden solle. Doch erst jetzt ist es so weit: Gut die Hälfte der Strecke hat die Regierung mit japanischer Hilfe schon geteert, im nächsten Jahr soll das Projekt fertig gestellt sein. Statt der einst vier bis fünf Stunden, dauert die Fahrt von Karatu nach Arusha, Tansanias Touristenmetropole, dann nur noch zwei Stunden. Statt holperig, ruckelnd und staubig wird die Fahrt zügig und komfortabel sein. Seit knapp drei Jahren gibt es in Karatu auch Strom und Wasser, ebenso Telefon, Internetanschluss und Handyempfang. Bald werden wohl auch die englischsprachigen Zeitungen bis hierher gelangen. Die moderne Zivilisation hält Einzug und verspricht den Farmern

stark reduzierte Transportkosten und den Hotel- und Lodge-Besitzern einen steigenden Touristen-Andrang.

Und doch freut sich nicht jeder über die moderne Straße und die technischen Errungenschaften. „Früher war es hier irgendwie ruhiger und schöner“, sagt der deutsche Besitzer einer Kaffee- und Gemüse-Farm. Am Eingang zu seinem Land hat er einen Wächter aufgestellt, der die Nummernschilder der hereinfahrenden Autos notiert. Gäste bittet er, ihre Fahrer am Auto warten zu lassen. Er möchte keine Fremden so nah an sein Haus lassen. So sicher wie früher fühlt sich auch die Deutsche Renate Marahrens in ihrer Plantation Lodge nicht mehr. Trotz Wächter und Zaun. Mit der Straße kämen auch viele Verbrecher, glaubt sie und hat schon mal mit der Polizei über zusätzlichen Schutz diskutiert.

Der Councilor des Karatu District, Jubilati Uujeni, kann keine Nachteile erkennen und sieht dem erwarteten Wachstum der Tourismus-Branche froh entgegen. Jacob Hape, tansanischer Manager der deutschen Kaffee-Plantage „Ngila Estate“, freut sich auf den bevorstehenden wirtschaftlichen Aufschwung und Christian Schmeling, geboren und aufgewachsen auf einer Farm in Karatu, sieht die Veränderungen ebenfalls positiv: „Das ist gut für die Wirtschaft, das Land und die Leute.“ Eine Alternative zum schwankenden Geschäft mit dem Kaffee kann nichts schaden, deshalb errichtet Schmeling gerade in der Nähe von Karatu eine gemütlich Touristen-Lodge.

Jacob Hape, tansanischer Manager der deutschen Farm „Ngila Estate“, hat nichts gegen Touristen. Aber seine Kaffeepflanzen sind ihm lieber. Zufrieden lässt er seine Finger durch die weißen Bohnen gleiten. „Coffee-Factory“ nennt er den Abhang, an dem auf meterlangen Holzgestellen Unmengen Kaffeebohnen zum trocknen ausliegen. Nach der Ernte werden sie zunächst in einer altmodischen Maschine von ihrer rötlichen Schale befreit. Es folgt die Fermentation: Für zwei bis drei Tage bleiben die Bohnen Gärstoffen ausgesetzt, um ihr Aroma zu entfalten. Nach einem ausgiebigen Sonnenbad werden dann per Hand die Säcke gefüllt und auf Lkws über holprige Pisten nach Moshi gebracht. In der kleinen Stadt am Fuße des Kilimandscharos feilschen die Farmer bei den Kaffee-Auktionen mit den Exporteuren, die die Bohnen schließlich bei Starbucks, Kraft (Jacobs, Kaffee Hag, Onko), Tchibo und Co. zum Rösten abliefern.

Es sei ein gutes Kaffee-Jahr, sagt Hape. Wenig Regen im Januar und Februar, dafür sehr viel im März. Hinter der Fabrik beginnt der saftig grüne Wald der „Ngorongoro Conservation Area“. Davor erstrecken sich auf 220 Acres (1 acre 4.047 qm) die Kaffee-Felder der Plantage. Frauen mit bunten Kopftüchern pflücken singend und schwatzend die Bohnen. Was dem auf der roten Erde durch das hügelige Grün wandelnden Betrachter so idyllisch erscheint, ist für den Farmer vor Ort allerdings nicht unbedingt verständlich.

„Ich weiß nicht, was die Leute immer denken“, sagt der deutsche Manager der Nachbarfarm von „Ngila Estate“. „Das ist ganz normale Arbeit hier, wie in Deutschland auch. Wir sind mitten in der Kaffee-Ernte, heute haben wir noch Hühner geschlachtet und den Bürokrampf muss ich auch erledigen.“ Romantische Geschichten von einer Farm in Afrika will er nicht erzählen. Einige Hügel weiter erklärt sich ein deutscher Farmbesitzer zumindest gesprächsbereit. „Überall, wo man lebt und arbeitet, ist man nicht mehr so begeistert, wie beim ersten Besuch“, sagt der Mann, der seinen Namen nicht erwähnt sehen möchte. Er hat Angst vor Repressalien von Seiten der sieben in Tansania zugelassenen Kaffee-Exporteure. Denn er sagt, dass die sich den tansanischen Markt aufteilen und die Preise bestimmen. „Gegen diese Mafia kommen wir Anbauer nicht an.“

Und Tansania als Kaffee-Land kommt gegen Brasilien und Vietnam nicht an. Kaffee-Exporte von 29,13 und 11,31 Millionen 60-Kilogramm-Säcken stehen den tansanischen Ausfuhren von 0,82 Millionen Sack gegenüber. Wenn in Brasilien der Frost den Kaffeepflanzen zusetzt, wie 1997 geschehen, profitieren davon auch die tansanischen Kaffeebauern. Plötzlich bekommen sie für ihren Rohkaffee 3,50 Dollar. Wenn in Brasilien jedoch die äußeren Bedingungen perfekt sind und wie 2001 eine Ausnahmeernte ermöglichen, verkaufen Hape und seine Kollegen ihre Bohnen für nur noch 95 Cent.

8. Ein totes Huhn

Die Sekretärin von Richard Shaba bringt zwei große Becher voll dampfendem Tee. Mit viel Milch und vielen Gewürzen. Kardamom und Zimt und Nelken gehören in so eine Mischung – und sehr viel Zucker. Das ist der Tee, den ich als typisch tansanisch kennen und lieben gelernt habe. Aus bunten Thermoskannen wird er nahezu überall ausgeschenkt. So manches Mal bin ich im Trubel von Dar es Salaam bei einer Tasse „spicy tea“ wieder zur Ruhe gekommen.

Shaba leitet in Dar das Büro der Konrad-Adenauer-Stiftung und spricht fließend Deutsch, er hat in Hamburg BWL studiert. Eines seiner Projekte ist die Realisierung einer Lokalzeitung in der Region um Dodoma, denn lokale Berichterstattung gibt es in Tansania bislang so gut wie gar nicht. Die technischen Möglichkeiten zum Druck einer Zeitung existieren ohnehin nur in Dar es Salaam, also sitzen dort die Redaktionen nahezu aller Publikationen. Sie beschäftigen sich mit Themen von nationalem Interesse und mit Dingen, die in der Metropole an der Küste passieren. Shaba hat nun in Dodoma eine kleine Redaktion eingerichtet, die sich um regionale

Themen kümmert. Allerdings auch das nicht selbst. Die Geschichten werden von freien Mitarbeitern aus den Dörfern geliefert. Das Büro in Dodoma sammelt sie, arbeitet sie journalistisch ein wenig auf und übermittelt das Gesamtwerk dann nach Dar es Salaam. Dort werden 1.000 Exemplare der „Community Newspaper“ gedruckt und per Bus in die Region transportiert. „Die Geschichten sind von denen, der Stil ist von uns“, sagt Shaba. Den Verkauf übernehmen wiederum die freien Mitarbeiter vor Ort. „So können die Menschen in den Dörfern an die Zeitung gebunden werden“, erklärt Shaba, „die Mitarbeiter in Dodoma wissen ja gar nicht, was für das Dorf wichtig ist und was nicht“. Ein Huhn, das überfahren wurde beispielsweise, erwecke zunächst keine besonders große journalistische Neugier. Für das Dorf jedoch sei dieses vielleicht uralte Huhn möglicherweise etwas Besonderes. „Die Dorfbewohner interessiert es nicht, wenn der Präsident vorbei fährt. Der kommt und geht. Das Huhn aber, das hat eine Geschichte“, erklärt Shaba. Noch trägt sich die Zeitung nicht selbst, aber sie scheint sich zu etablieren. Und es gibt bereits Anfragen aus fünf weiteren Regionen. Aber Shaba sagt: „Pole, pole (langsam) – man kann das nicht erzwingen, das muss langsam wachsen.“

Ebenso wie das gesamte Mediensystem, das zurzeit vor allem noch an einer mangelnden Qualifikation der Journalisten krankt. „Unsere Journalisten sind nicht gut ausgebildet, dadurch sind auch viele Produkte schlecht“, sagt Shaba. Und dadurch werde die Pressefreiheit nicht in vollem Umfang ausgenutzt. „Die Regierung kann sich nicht gegen die Wahrheit zur Wehr setzen, sie kann nur ein bisschen Lärm machen.“ Um die Wahrheit zu schreiben, müsse man jedoch eine Ausbildung haben, man müsse wissen, wie die Dinge funktionieren und wie bestimmte Sachen verifiziert werden können, welche Fragen man stellen muss. Mehrfach schon habe Shaba jedoch erlebt, wie tansanische Journalisten die Möglichkeit bekamen, Präsident Mkapa zu interviewen, und ihn als erstes nach seinem Namen fragten. „Das ist unerhört“, sagt Shaba, und zum ersten Mal verliert seine Stimme ihren ruhigen Klang. „Was willst du mit diesen Leuten machen, die kannst du auch nicht nach Deutschland zur Heinz-Kühn-Stiftung schicken. Die sind einfach nicht zu gebrauchen.“

Die Qualität der Schulbildung habe in den letzten Jahren in Tansania zunächst nachgelassen, sei aber wieder auf dem Weg der Besserung. Dadurch, dass sehr viel rigoros auf die Einhaltung der gesetzlichen Schulpflicht geachtet wurde, sei es an den Schulen zu voll geworden. Zu wenig Lehrer für zu viele Schüler haben zu einer Verschlechterung der Standards geführt. Daraufhin seien Lehrer nach Crash-Kursen eingestellt worden – auch das führte nicht unbedingt zu einer Verbesserung der Qualität. Inzwischen gebe es jedoch vermehrt Alternativen in Form von Privatschulen, und auch an

den staatlichen Schulen werde wieder konsequenter auf guten Unterricht geachtet, sagt Shaba.

9. Vom Spitzensportler zum Schulleiter

Der Schulleiter blickt gebannt zum Fernseher. Auf seinem majestätischen Schreibtisch türmen sich Papiere aller Art. Von irgendwo aus dem Schulgebäude dringt heller Kindergesang in sein klimatisiertes Büro. Die Schule liegt am Rande der tansanischen Metropole Dar es Salaam. Es hatte einiger Anrufe bedurft, bis Filbert Bayi sich Zeit für meinen Besuch nahm. Er ist ein vielbeschäftigter Mann: Mit seiner Ehefrau Anna leitet er die Filbert Bayi Primary School, und seit Dezember 2001 ist er Generalsekretär des Nationalen Olympischen Komitees von Tansania.

Jetzt, wo der Besuch schon einmal da ist, nimmt Filbert Bayi sich allerdings Zeit. Für eine Weile vergisst er, was er noch alles erledigen muss. Persönlich bereitet er in einer Ecke seines Büros den obligatorischen Tee zu, allerdings ganz untypisch mit Teebeutel. Dann schiebt er eine Videokassette in den Rekorder und beobachtet sich selbst beim Lauf seines Lebens. Der 50-Jährige betrachtet den 21-Jährigen, der vor 30 Jahren bei den Commonwealth Games in Christchurch in 3:32,16 Minuten Weltrekord über 1.500 Meter lief. Er brach den sieben Jahre alten Rekord des Amerikaners James Ryun (3:33,1). Bayis Weltrekord wurde erst 1979 unterboten als Sebastian Coe in 3:32,03 Minuten die Ära der englischen Mittelstreckenläufer einleitete. Heute hält den Rekord mit Hicham El Guerroj (3:26,00) aus Marokko erneut ein Afrikaner.

„Das ist, als würde ich noch einmal laufen“, sagt Bayi nachdem er sich beim Zieleinlauf beobachtet hat. „Das Rennen war wirklich hart – und ich habe tatsächlich gewonnen. Obwohl vorher niemand von mir gesprochen hat.“ Noch heute steht ihm der Stolz ins Gesicht geschrieben. Er sucht in seinem Computer nach einer Liste und druckt sie aus: Alle seine Wettkämpfe seit 1970 sind da aufgelistet, 90 erste, 26 zweite und sechs dritte Plätze wirft die Statistik aus. Die Erfüllung des ganz großen Traums blieb Bayi jedoch verwehrt. Der Afrika-Boycott bei den Olympischen Spielen 1976 in Montreal machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Über 1.500 Meter siegte in 3:39,17 der Neuseeländer John Walker. „Das war meine große Zeit, ich weiß, dass ich Gold hätte gewinnen können. Noch zwei Wochen vorher bin ich 3:34 Minuten gelaufen“, bedauert Bayi. Zahlreiche schwarzafrikanische Staaten, darunter Tansania, boykottierten die Spiele, um gegen die Teilnahme Neuseelands zu protestieren, dessen Rugby-Team zuvor eine Tournee durch den Apartheid-Staat Südafrika unternommen hatte.

Bayi beendete seine aktive Karriere 1989. „Ich fing an, hinterher zu laufen, und außerdem hatte ich plötzlich häufig mit Verletzungen zu kämpfen“, erklärt er. Bis 2001 war er weiterhin als Luftfahrt-Mechaniker bei der tansanischen Armee angestellt, dann ging er frühzeitig in Rente, um sich mehr um seine Schule kümmern zu können. „Einen Major, der nebenbei sein eigenes Business macht, mögen die Leute hier nicht besonders. Da kommt schnell Eifersucht auf.“

Seine eigenen Kinder hatte Bayi noch nach Kenia in die Schule geschickt. Weil dort die Lehrer besser seien, weil dort die englische Sprache besser vermittelt werde, erklärt er. Seine Frau war Friseurin und als ihr Laden irgendwann nicht mehr sehr gut lief, suchte sich das Ehepaar ein neues Betätigungsfeld. „Es ist nicht einzusehen, dass wir unsere Kinder wegschicken müssen, damit sie eine gute Ausbildung bekommen“, sagt Bayi. Also entschied er sich, gemeinsam mit seiner Frau eine Schule aufzubauen. Noch kommen die Lehrer hauptsächlich aus Kenia – aber eines Tages soll sich das ändern.

10. Sprachendilemma in der Ausbildung

Professor Possi Mwajabu ist eine charmante Frau mit einem imposanten Haarknoten. Sie sitzt hinter einem riesigen Schreibtisch, auf dessen einer Ecke rotiert unermüdlich ein Ventilator, auf der gegenüberliegenden trällert ein Radio gegen das knarrende Geräusch an. Mwajabu ist Direktorin der „Tanzania School of Journalism“. Die 1975 vom Staat gegründete Schule soll künftig ein Institut der Universität von Dar es Salaam werden. Zurzeit werden knapp 120 Schüler pro Jahr zu Journalisten ausgebildet, die wenigsten allerdings halten die kompletten drei Jahre bis zum „Advanced Diploma“ durch. Schon das erste Jahr bis zum einfachen „Certificate“ kostet 600.000 tansanische Schilling (etwa 600 Euro), 900.000 müssen die „Postgraduates“ für das zweite Jahr aufbringen, und noch einmal 800.000 kostet das dritte Ausbildungsjahr. Die Besten erhalten ein Stipendium, für alle anderen ist die komplette Ausbildung kaum finanzierbar.

Ein Problem sei auch, sagt Mwajabu, dass Journalisten in der tansanischen Gesellschaft bislang nicht besonders hoch geschätzt werden. „Die Menschen haben noch nicht begriffen, was der Job eines Journalisten ist. Erst wenn sie das tun, können sie die Journalisten akzeptieren“, sagt die Direktorin. Die Gesellschaft müsse endlich den Wert dieses Berufs erkennen, sie müsse verstehen, dass der Journalismus ein Beruf ist wie jeder andere auch. Dazu müssten die Journalisten allerdings auch beginnen, die ethischen Grundsätze ihrer Profession zu achten. Der Hang zur boulevardesken

Darstellung sei in den Medien des Landes bislang viel zu ausgeprägt, findet Mwjabu.

Während meines Besuchs an der „Tanzania School of Journalism“ findet dort gerade ein zweiwöchiger Sommerkurs statt, gedacht als Vorbereitung auf das Studium. „Doch viele Teilnehmer denken danach, sie hätten ihr Ziel bereits erreicht“, erklärt Mwjabu. Nur unzureichend gerüstet beginnen sie daraufhin, als freie Journalisten zu arbeiten. Ich darf an diesem Tag am Unterricht von Ayub Ryoba teilnehmen. Allerdings verstehe ich nur wenig, da der Lehrer seinen Unterricht teils auf Englisch und größtenteils auf Swahili abhält. Es bringe nichts, die Stunden – wie eigentlich vorgesehen – komplett auf Englisch durchzuführen, sagt Ryoba. Dazu seien die Sprachkenntnisse der meisten Schüler viel zu schlecht, sie würden so kaum etwas lernen. Eine Kostprobe erhalte ich, als die Klasse ein Interview mit mir zu einer kurzen Meldung zusammenfassen soll. Am Ende existieren etwa zehn sehr unterschiedliche Variationen dessen, was ich gesagt haben soll. Das tatsächlich Gesagte ist in diesem Wirrwar völlig untergegangen. „Wir sitzen in der Klemme“, sagt Ryoba, „wir können viel besser auf Swahili kommunizieren, aber wir zwingen uns die ganze Zeit, Englisch zu sprechen“. In seinen Kursen wolle er nicht herausfinden, wie gut die Sprachkenntnisse seiner Schüler sind. Er wolle ihnen beibringen, wie sie gute Journalisten werden können.

11. Als „Mzungu“ auf dem Fahrrad

Die mittelgroße Stadt Iringa in den Southern Highlands von Tansania bietet Erholung vom Großstadtrubel und den stickigen Temperaturen Dar es Salaams. Allerdings: Zeitungen kommen hier nur noch auf Swahili an. Dafür gibt es geschichtsträchtige Sehenswürdigkeiten, beispielsweise im 15 Kilometer entfernt gelegenen Ort Kalenga. Dort beherbergt ein Museum den Schädel von Mkwawa, einem berühmten Hehe-König, der den deutschen Besatzern um 1890 das Leben schwer gemacht hatte. Nun gut. Nach zwei Tagen eingezwängt im Auto auf den holprigen Pisten des Ruaha Nationalparks hatte ich Lust auf ein wenig Bewegung. Also lieh ich mir ein Mountainbike. Schon nach wenigen Metern auf dem immerhin voll gefederten Gefährt wünschte ich mir allerdings mein eigenes Rad nach Tansania. Doch die Zauberfee mit den drei freien Wünschen war wohl gerade anderweitig beschäftigt. Also zuckelte ich über die Buschpiste, gut eine Stunde pro Strecke habe ich gebraucht. Der Sattel war für mich etwa einen halben Meter zu niedrig und vollführte unberechenbare Eigenbewegungen. Von den eigentlich 18 Gängen funktionierten drei. Auf mein Kommando

hörten die allerdings nicht, stattdessen stellten sie sich ganz nach Belieben ein. Die Bremsen waren auch etwas launisch – aber wenigstens halbwegs zuverlässig. Ich muss ein komisches Bild abgegeben haben und wurde zum Tagesthema der Bevölkerung. Eine „Mzungu“ (Swahili für uns weiße Erdenbürger) allein auf dem Rad auf der doch recht belebten Straße nach Kalenga – das kommt offenbar nicht häufig vor.

Da radeln Tansanier auf schwarzen China-Fahrrädern vor sich hin, Kinder spielen am Straßenrand, Frauen schleppen Wasser und Einkäufe, Viehzeug wird irgendwohin getrieben oder Feuerholz mit Ochsenkarren transportiert. Die Frauen sahen mich meist nur etwas befremdet an. Die Männer und Kinder hingegen sparten nicht mit Kommentaren: Die Kleinen riefen gern „MZUNGU“ und brachen in schallendes Gelächter oder lautes Gekreische aus. „HELLO SISTER“ war auch sehr beliebt oder „HELLO MADAM“. Manch einer testete sein Englisch: „GOOD MORNING, AFTERNOON, EVENING“ – alles war dabei. Beliebt war bei den Kindern auch „HELLO TEACHER“ oder – ich fühlte mich geehrt – der für Respektpersonen gedachte Swahili-Gruß „SHIKAMOO“.

12. Der Berlusconi Tansanias

Hoch oben über dem stickigen Trubel Dar es Salaams gibt es Tee aus weißem Porzellan mit Goldrand. Die unsichtbare Klimaanlage sorgt in dem luxuriösen Konferenzsaal für kühle Temperaturen und verströmt einen gewöhnungsbedürftigen Pflirsichgeruch. Der großzügige Raum wird von einem monströsen Tisch aus blank poliertem, dunklem Holz beherrscht. Auf einer Anrichte steht ein imposantes Blumenbouquet. Die Wände zieren dezent gerahmte Urkunden und Fotos. Reginald Mengi ist zu sehen, gemeinsam mit anderen hochrangigen Persönlichkeiten. Mit Benjamin William Mkapa beispielsweise, dem Präsidenten Tansanias. Reginald Mengi ist ein geschmackvoll gekleideter Mann mit charmanten Umgangsformen. Er schenkt Tee in die zierlichen Tassen.

Mengi ist der Präsident von IPP Limited. Damit wacht er über die Geschäfte eines Medienkonzerns, Getränkelieferanten, Haushaltswarenproduzenten und Bergbauunternehmens. Bei IPP Media werden drei Radioprogramme (Radio One, Sky FM, East Africa Radio), zwei Fernsehprogramme (ITV und East Africa Television) und zehn Zeitungen (u.a. der auflagenstarke „Guardian“ in englischer Sprache und „Nipashe“ in Swahili) produziert.

„Wenn man in einem armen Land geboren wurde, denkt man anders, als jemand, der in einem reichen Land geboren wurde“, sagt Mengi und beginnt das Gespräch mit einer Aufzählung seiner karitativen Projekte. „Ich

danke Gott, dass ich die Armut hinter mir gelassen habe, und ich schaue mich um und überlege, was ich zurückgeben kann“. Und die Medien, sagt Mengi, spielten eine große Rolle auf dem Weg aus der Armut. „Sie geben den Menschen die Möglichkeit, ihr Land zu erkunden“, sagt er. Die Medien in Tansania hält Mengi für frei und kritisch, es mangle lediglich an Ausgewogenheit in den einzelnen Zeitungen. „Häufig wird den Menschen nur eine Seite der Medaille gezeigt, das muss besser werden.“ Zwar gebe es genügend Zeitungen. Jede beleuchtet andere Facetten verschiedener Probleme. „Aber wer in Tansania hat schon das Geld, sich mehr als eine Zeitung zu kaufen?“, fragt Mengi.

Da ist es wieder, dieses in Tansania alle Dinge beherrschende Problem: Fehlendes Geld. Es beeinflusst auch den erfolgreichen Geschäftsmann hier oben in seinem luxuriösen Konferenzsaal. Eine lokale Serie zu produzieren, koste ihn pro Stunde 6.000 Dollar, sagt Mengi. Für 250 Dollar kann er ein Format aus Asien oder Europa kaufen. Die Leidtragenden sind die Fernsehmacher auf dem tansanischen Arbeitsmarkt. Doch das Wirtschaftsgefüge des Landes ist bislang nicht stabil genug, um Werbung zu einer wichtigen Einnahmequelle für die Medien werden zu lassen. „Unser Problem ist nicht, Werbung für ein bestimmtes Brot zu machen, unser Problem ist, überhaupt genug Brot zu haben“, sagt Mengi.

13. Ein Dalla Dalla, 27 Personen, ein Baby und Gepäck

Bei meinem zweiten Ausflug in Iringa entschied ich mich, statt des Fahrrades ein Dalla Dalla zu nutzen. Ich wollte nach Isimila, einer Ausgrabungsstätte von Steinzeitfunden. Dallah sind mittelgroße Kleinbusse und in Tansania das, was bei uns Busse oder Straßenbahnen sind. So in etwa jedenfalls. Durchschaubare Abfahrtszeiten gibt es nicht, es wird losgefahren, wenn das Dalla halbwegs voll ist und die Fahrt sich somit lohnt. Neben dem Fahrer gibt es einen Conductor. Der hängt während der Fahrt aus dem Fenster heraus und hält nach potentiellen Kunden Ausschau. Außerdem sammelt er das Fahrtgeld ein und sorgt dafür, dass im Dalla kein unnötiger Platz verschwendet wird. Als ich also in Iringa auf dem zentralen Abfahrtsplatz umherirrte und einmal zugegeben hatte, dass ich ein Dalla in Richtung Isimila suche, war ich plötzlich von einer Traube übereifriger Conductoren umgeben. So zwölf bis 15 werden es wohl gewesen sein und alle haben sie behauptet, ihr Dalla fahre in Richtung Isimila. Ich wusste nicht so recht, ob ich lachen oder mich unwohl fühlen sollte. Da ich deutlich größer bin als die meisten Tansanier und die Conductoren wenig gefährlich aussehende junge Männer waren, entschied ich mich zu lachen. Außerdem entschied ich mich

für einen der Conductoren und begab mich in sein Gefährt. Er führte einen kleinen Freudentanz auf und ließ sich von seinen Kollegen beglückwünschen. Nachdem er mir 700 Schilling (70 Cent) abgenommen hatte, folgte der zweite Freudentanz. Normalerweise wäre der Preis wohl 500 Schilling gewesen, aber nach einer kurzen Diskussion hatte ich mich schließlich auf den Mzungu-Preis eingelassen. Als das Dalla endlich voll war fuhren wir los. Der Conductor hatte von „voll“ allerdings eine ganz andere Vorstellung als ich und so hielten wir an jeder Ecke noch mal an und luden weitere Menschen ein. Am Ende waren wir 27 plus ein Baby plus Gepäck. Na gut, ich will nicht übertreiben. Es waren auch so drei bis vier Kinder unter den 27, eines davon saß auf meinen Knien. Wenigstens lächelte mich das Baby am Busen der Frau neben mir an. Ein anderes Kleinkind war am Tag zuvor in Gebrüll ausgebrochen, als es mich sah. Eine Mzungu war ihm bislang wohl noch nicht begegnet. Das kleine Mädchen auf meinen Knien traute sich nicht recht, mich überhaupt anzusehen, dafür grinste es verstohlen. Ich grinste auch, allerdings nicht verstohlen und erst, nachdem ich lebend aus dem vollgestopften Dalla Dalla herausgeklettert war.

14. Journalist mit Mercedes

Der schwarze Mercedes ist denkbar ungeeignet für die holprigen Wege in manchen Stadtteilen Dar es Salaams. Doch das nimmt David Kyungu in Kauf. Denn für ihn ist der schwarze Mercedes nicht nur ein fahrbarer Untersatz. Er ist ein Symbol. Er macht Kyungu zu dem, was er so gern sein möchte: Ein Tansanier, der es geschafft hat. Auch das eigene Haus im Stadtteil Mikocheni B, der Nachtwächter und das Hausmädchen stärken dieses Bild. In Wirklichkeit jedoch bangt Kyungu um seine Existenz. Er fürchtet, die Raten für sein Haus, das Schulgeld für seinen Sohn und seine Tochter, den Unterhalt für seine Familie bald nicht mehr aufbringen zu können. Dabei war der Journalist so zuversichtlich gewesen, als er im Juli 2002 mit Sack und Pack und dem schwarzen Mercedes aus Deutschland in seine Heimat zurückkehrte.

„Das Schlimmste für mich ist, dass ich hier jetzt als Lügner dastehe. Bei bestimmten Gremien traue ich mich schon gar nicht mehr vorbeizugehen. Die denken alle, dass es überhaupt nicht stimmt, dass die Deutschen ein Projekt mit mir machen wollten“, sagt Kyungu. Gemeinsam mit einer deutschen Produktionsfirma hatte er bei der Deutschen Gesellschaft für Entwicklung (DEG) ein Entwicklungshilfeprojekt genehmigt bekommen, es wurden Aufklärungs-Spots zum Thema Aids produziert und dank Kyungus Kontakten kostenlos vom tansanischen Fernsehsender ITV ausgestrahlt. Danach wollte

die deutsche Firma unter Davids Leitung eine Außenstelle in Dar es Salaam einrichten, mit Kameras und Schnittplätzen, zur Produktion von Beiträgen und zur Ausbildung junger Einheimischer. Doch die Deutschen sprangen ab und nun hält sich Kyungu mit Gelegenheitsaufträgen über Wasser. In seinem Haus stehen die Räume für das geplante Büro und die Schnittplätze leer.

Kyungu begann seine Journalisten-Karriere zu High-School-Zeiten als Karikaturist. „In einem Land mit damals nur vier Zeitungen, bist du dann natürlich automatisch bekannt“, sagt Kyungu, und im sozialistischen Tansania habe er durch seine Zeichnungen einen freien Platz gehabt, „die Meinung der Bürger auszudrücken“. Nach der Schule ging Kyungu für ein Jahr nach Italien und studierte Journalismus, anschließend arbeitete er weiter für tansanische Zeitungen. 1982 kam Kyungu schließlich nach Deutschland und studierte in Hamburg an der Hochschule für Bildende Künste. Dass er eines Tages zurück nach Tansania gehen würde, war immer sein Plan: „Die Gesellschaft in Europa gibt dir immer den Hinweis: Mensch, verschwinde, geh endlich wieder nach Hause“, sagt Kyungu, „und in Deutschland hätte ich journalistisch nie etwas Großartiges machen können, die Beiträge und Geschichten, die ich machen durfte, waren fast immer zu Ausländer-Themen.“ Doch immerhin hat er dafür einen Preis erhalten: 1989 bekam er für seine Radiosendung „Matatizo“ beim Norddeutschen Rundfunk (NDR) den Journalistenpreis des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ). „Matatizo“ – auf Swahili Problemchen – war eine komisch, lehrhafte Darstellung des Lebens von Ausländern in Deutschland. „Danach wurde ich zum Vorzeigenausländer und bin immer als Talker zu Seminaren und Tagungen zu Ausländerthemen eingeladen worden“, sagt Kyungu.

Schließlich bot sich die Gelegenheit, gemeinsam mit der deutschen Firma etwas in Tansania aufzubauen. Kyungu kontaktierte Reginald Mengi, „der ist natürlich scharf darauf, mitzumischen, wenn gute Investoren im Anmarsch sind.“ Mengi versprach die kostenlose Ausstrahlung der Aids-Spots. Die deutsche Firma produzierte unter Davids Federführung die Spots, die anschließend von der Deutschen Gesellschaft für Entwicklung (DEG) finanziert wurden. Teil zwei der Abmachung, die Gründung einer Außenstelle mit einem Ausbildungszentrum in Dar es Salaam, erfüllte die Firma allerdings nie. „Der Kollege hatte sein Ziel ja erreicht, er hat das Geld von der DEG bekommen“, sagt Kyungu, „ich stehe hier jetzt im Grunde vor dem Nichts, alle Träume, die ich hatte, sind zerstört“. Ein kleiner Lichtblick ist ein Job beim Sender DTV, der unterstützt von einer schwedischen Entwicklungshilforganisation ein Unterhaltungs-/Aufklärungsformat für Jugendliche produziert und Kyungu als Regisseur für „Femina TV“ engagiert hat. Der Lohn: Das Versprechen, bei der Produktion der nächsten Staffel bezahlt zu werden.

„Aber mein größter Wunsch ist, eine eigene Kamera und einen Schnittplatz aufzutreiben“, sagt Kyungu, „in diesem Land ist alles noch so frisch und neu, so richtig neu, da kann man eine Menge machen.“ In Deutschland, ergänzt Kyungu, sei alles schon abgelaufen, „aber hier sind wir richtig am Anfang“.